

Michael Nagenborg¹

Ein alternativer Sender ist auch nur ein Sender – Medienethische Reflektionen zum emanzipatorischen Ideal der neuen Medien

1. Einleitung

Was weiß der Durchschnittsbürger? Wir wissen es nicht; aber wir vermuten, dass sein Wissen etwas mit den Medien zu tun hat. Und wenn wir uns auf einen Kurzschluss zwischen den Inhalten der Medien und der Köpfe einlassen, dann kann die Befürchtung entstehen, dass es um die Qualität des Durchschnittswissens nicht gut bestellt ist.

Engagierte Mitmenschen fordern angesichts dieser Lage, dass die Medien zu verändern seien. Wer sich nicht mit Details aufhalten will und nicht diese Sendung oder jenen Artikel kritisieren will, der kann z.B. die Struktur der Medien in Angriff nehmen und fordern, dass sich diese ändern muss, wenn sich überhaupt etwas Grundlegendes ändern soll.

2. Medienkritik als Kritik an der Struktur der Medien

2.1 Die Brechtsche Radiotheorie

Als Klassiker auf diesem Gebiet kann die Radiotheorie von Bert Brecht gelten, in der die Verwandlung des Distributionsapparates Radio in einen Kommunikationsapparat vorgeschlagen wird. Jeder Radioempfänger möge auch ein Sender sein, jeder Zuhörer ein Sprecher. Abgesehen von technischen Schwierigkeiten: ohne Zweifel ein großartiger Entwurf, zu dem zwei Anmerkungen zu machen sind. Die erste ist eher historischer Natur, die zweite nicht ohne Brisanz für die zu führende Diskussion. Zum einen ist auf den historischen Kontext hinzuweisen, da sich Brecht hier nicht zuletzt auf die deutsche Rundfunklandschaft bezieht, in der die Nutzung des eigenen Radios als Sender politisch nicht gewollt war. Denn es darf nicht vergessen werden, dass bis zur Einführung des digitalen Radioempfängers jeder Radioempfänger in einen Sender hätte umfunktioniert werden können. Womit wir auch beim zweiten Punkt sind. Bevor professionelle Sender ihren Betrieb aufnahmen,

¹ Quellenangabe: s. letzte Seite des Dokumentes.

waren bereits Amateure auf Sendung. Doch erst nach der Professionalisierung des Angebotes, also der Einführung der später kritisierten Medienstruktur, konnte das Radio seinen Siegeszug antreten. Angesichts des technisch Machbaren müssen wir also zu der Feststellung kommen, dass schon damals nicht ein jeder die Notwendigkeit eingesehen hat, ein Sender zu werden. Dennoch bleibt die Idee der Emanzipation vom Empfänger zum Sender zumindest in der Theorie virulent.

2.2 Neue Strukturen

Da der Durchschnittsbürger nicht dazu zu bringen war, auch zu senden, entschieden sich die Kritiker der Medien zu einem anderen Vorgehen: Andere Sender mussten aufgebaut werden. Dies war insbesondere zu einer Zeit wichtig, als klar wurde, dass Medien etwas mit der bürgerlichen Öffentlichkeit zu tun hatten. Dabei wurde den Sendern eine doppelte Funktion unterstellt: Zum einen befriedigten sie die Bedürfnisse ihrer Empfänger (was für die Kritiker unverständlich bis suspekt war), zum anderen wurde davon ausgegangen, dass sie auch für die Betreiber bzw. Besitzer der Sendestationen einen Zweck erfüllten, der jenseits des Broterwerbs lag. Was uns zu der Frage bringt: Warum ist die bürgerliche Öffentlichkeit eigentlich eine bürgerliche – und die Kritiker zu der Frage: Was kann man dagegen tun?

Die antike Idee der Öffentlichkeit, die ein Dialog der Freien ermöglichen sollte, wurde im Zeitalter der Aufklärung wiederentdeckt (Imhof 1998: 19). Der wesentliche Unterschied zum antiken Modell war, dass der Zugang zur (polis-)Öffentlichkeit nicht länger offensichtlich nur wenigen vorbehalten war. An Stelle der herzustellenden Gleichheit der Teilnehmer trat zumindest dem Anspruch nach die prinzipielle Egalität, die Vorstellung, dass jeder Bürger Teil der Öffentlichkeit mit entsprechendem Mitspracherecht sei (Arendt 1960: 34). Im Grunde kann das Zensus-Wahlrecht deswegen als ein Rückfall in die antike Vorstellung gedeutet werden (Imhof 1998: 20), wobei zugleich zu betonen ist, dass der klassischen Vorstellung der Öffentlichkeit keine lange Karriere beschieden war. Spätestens mit der spöttischen Kritik des jungen Marx, dass hier nur bürgerliche Privatbesitzer freie Individuen spielen, wurde klar, dass die Idee der Öffentlichkeit nicht hielt, was sie zunächst versprochen hatte (Habermas 1996: 202). Allerdings kann der Kampf der antiken Philosophen gegen die Sophisten als ein Anzeichen dafür gedeutet werden, dass bereits in der Antike eine funktionierende Öffentlichkeit eher ein Ideal war (Gizewski 1999). – Dass die Massenmedien mit Beginn des 20. Jahrhunderts begannen, für sich in Anspruch zu nehmen, das Sprachrohr der Öffentlichkeit zu sein, sagt deshalb mehr über das Selbstverständnis der Medien aus als über die tatsächliche Existenz einer bürgerlichen Öffentlichkeit.

Einen Ansatzpunkt für eine Kritik der Medien bildete dabei Marx, der zu Recht darauf hinwies, dass auch die Produktion von Medien das Vorhandensein der entsprechenden Produktionsmittel voraussetze. Wenn man die Medienlandschaft verändern wollte, so musste man also Zugang zu den Produktionsmitteln erhalten. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass mit der Verfügbarkeit von Produktionsmitteln fast schon reflexartig die Hoffnung aufkeimte, dass die Medien jetzt im eigenen Sinne zu verändern seien. Hier sei nur an den Kampf der damals noch jungen Autorenfilmer und Produktionskollektive um das Kino in den 60er und 70er Jahren sowie die freien Radios und offenen TV-Kanäle der 80er Jahre erinnert.

Das Scheitern all dieser Versuche, Gegenöffentlichkeit zu einer bürgerlichen Öffentlichkeit herzustellen, in der Hoffnung, hierdurch eine Veränderung der Massenmedien zu bewirken, lässt sich im übrigen ebenfalls mit Marx erklären. Denn in der „Deutschen Ideologie“ heißt es ausdrücklich:

„Die Klasse, die die Mittel zur Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so dass ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind.“ (MEW 3,46)

Wie immer man das Mittel der Gedanken bestimmen will (als Summe der Gedanken einer Gesellschaft geteilt durch deren Mitglieder oder als individueller 50%-Anteil), es heißt hier nicht „zur Gänze“. Die große Verschwörung der reaktionären, professionellen Gehirnweichspüler mag als Grundlage für eine Heroisierung des eigenen Tuns dienen; vom Medienalltag ist sie weit entfernt. Deshalb ist aber auch die Hoffnung, dass die Ergänzung der alten Medien um neue Strukturen das Fundament für eine neue Gesellschaft legen könnte, überzogen zu nennen.

2.3 Flussers telematische Gesellschaft

Ein prominentes Beispiel für eine derartige Heroisierung finden wir in den Schriften Vilém Flussers. Seine Schriften aus den 70er Jahren sind überaus kulturpessimistisch, wohingegen seine späteren, bekannteren Schriften von einem euphorischen Überschwang gekennzeichnet sind, der bis heute eine angemessene Rezeption in der akademischen Diskussion erschwert. Ein Umstand, der hinsichtlich der von ihm aufgeworfenen Fragen durchaus bedauerlich zu nennen ist.

In ihrem Buch „Medien-Theologie – Das Werk Vilém Flussers“ (1998) weist Elizabeth Neswald darauf hin, dass Flusser sich eines „Bruch-Diskurses“ nach dem klassischen Schemas der Apokalypse bedient. D.h., er teilt die Menschheitsgeschichte in unterschiedliche Epochen ein und situiert sich selbst am Ende der vorletzten Epoche, unmittelbar vor dem Umbruch zur

letzten Epoche (1998: 39). Diese wird entweder die (von ihm so genannte) „telematische Gesellschaft“ oder aber ein „postindustrieller Faschismus“ sein, wie diese Alternative von Frank Hartmann in seinem Buch „Medienphilosophie“ genannt wird (1999: 280).

Ich hatte bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass Flussers Faschismus-Begriff in Hinsicht auf die Medien nicht auf eine zu verbreitende Ideologie zu beziehen ist, sondern auf die Struktur der Medien (Nagenborg 2001: 104ff.). Dieser Technofaschismus bezeichnet jegliches Mediensystem, in dem von einem Sender bündelförmig und unidirektional Kanäle zu einer großen Zahl von Empfängern führen und das somit prinzipiell der Gleichschaltung der Empfänger dient. In der telematischen Gesellschaft hingegen soll eine echte, bidirektionale Vernetzung ermöglichen, die einzelnen Subjekte miteinander dialogisieren und letztlich prozessieren zu lassen. Damit steht Flusser ganz offensichtlich in der Tradition der Radiotheorie von Brecht.

Indem er jedoch unter Bezugnahme auf Hegel die Rolle der Kommunikation bei der Subjektbildung überbetont, geht er über diese weit hinaus und sieht mit dem Emporatauchen der telematischen Gesellschaft zugleich das Ende des abendländischen Subjekts und damit eine neue Form von Freiheit. Hier beginnt nun jener spektakuläre (und spekulative) Teil seiner Theorie, der manchen Akademiker eher an Science Fiction denn an Medientheorie denken lässt: Da sitzen Wesen mit riesigen Zungen und großen Daumen vor einer Vielzahl von Bildschirmen und feiern in klösterlichen Gemeinschaften ihre Menschwerdung, während Roboter ihre leider immer noch vorhandenen organischen Restsysteme mit dem Lebensnotwendigen versorgen – und dies ist wohlgerneht die positive Option.

Will man die Radikalität dieses Zukunftsentwurfes verstehen, so kommt man nicht umhin, den Kulturpessimismus in Flussers frühen Werken ernst zu nehmen. Und dieser wird meines Erachtens nirgendwo deutlicher als dort, wo Flusser diese Position aufgrund einer aktuellen Entwicklung verlässt. In diesem Sinne kommt dem Aufsatz „QUBE und die Frage der Freiheit“ (1979) eine zentrale Stellung zu. Das Akronym QUBE steht für „Question Your Tube“ und war ein erster Test für ein interaktives Fernsehen in Columbus, Ohio, bei dem der Zuschauer mittels fünf Tasten mit dem Sender interagieren konnte:

„Diese Tasten sind dank einem Computer, welcher das System zusammenfasst, so mit der Spalte „C“ gekoppelt, dass sie die Wahl unter verschiedenen, auf dem Schirm gezeigten Gegenständen und eine Beteiligung an der Auswahl erlaubt. Werden zum Beispiel auf dem Schirm, nach einem Druck auf die Tasten C und 7, fünf verschiedene Kleider gezeigt und drückt der Be-

nutzer dann die Taste III, so liefert das betreffende Kleidergeschäft das entsprechende Kleid ins Haus.“ (Flusser 1997: 125)

Angesichts solcher Auswahlvorgänge kommt Flusser zu der These, dass wir „in Columbus, Ohio, jetzt schon einer neuen Lebensform gegenüber [stehen]“ (Flusser 1997: 132), der er zumindest wohlwollender gegenübersteht als derjenigen, die sich mit dem Medienbündel, das damals aus drei Fernsehsendern bestand, zufrieden gibt. Unmissverständlich beschreibt er in „Verbündelung oder Vernetzung?“ (Vortragsskript aus dem Nachlass, Erstveröffentlichung 1995) dass, wenn diese Medienbündel in der Zukunft überwiegen sollten, „wir einer verantwortungslosen, verdummenden, verkitschenden und brutalisierten Lebensform entgegen [gehen]“ (Flusser 1997: 148). Ohne diese pessimistische Einschätzung der 3-Kanal-Fernseh-Kultur, lässt sich die Euphorie angesichts von fünf (vom Sender vorbelegten) Tasten nur schwer verstehen. Hier zeigt sich aber auch schon, warum er angesichts des Siegeszugs des Heimcomputers und der zunehmenden Vernetzung geradezu in Ekstase geraten musste.

Heute, wo immerhin ca. 30% der europäischen Bevölkerung vernetzt ist (TIM 2Q 2001), zeigt sich, dass Flusser zu optimistisch war, als er den Durchbruch der telematischen Gesellschaft von der Frage der Schaltpläne abhängig machte. Besonders überschätzte er die Fragen der Hardware, insbesondere der Kabel, von denen er auch noch in seinen späteren Schriften spricht (etwa Flusser 1998: 71ff.). Technisch gesehen mag ein Kabel bidirektional nutzbar sein, ja auf der technischen Ebene sogar so genutzt werden; dennoch kann ein Apparat, der mittels Kabel an ein Netz angeschlossen ist, einer Nutzung unterworfen werden, die sich letztlich nicht von den Endgeräten eines Medienbündels unterscheidet. Heute kann jeder ein Sender sein – und die Kritiker eines solchen Medienverhaltens haben diese eine Beunruhigung mehr zu verarbeiten: dass die technische Unmöglichkeit nicht länger besteht.

3. Medienethik und Mediennutzung

Da ich unter Ethik diejenige Teildisziplin der Philosophie verstehe, deren Gegenstand die Bewertung menschlichen Handelns ist, steht Medienethik für denjenigen Teil der Ethik, welcher Handlungen betrachtet, deren Gegenstand Medien sind. Wenn man denjenigen Bereich mitdenkt, den Rüdiger Funiok z.B. als Publikumsethik bezeichnet (1999: 134f.), dann erscheint es mir als legitim, Medienethik als angewandte Ethik zu bestimmen.

Das oben beschriebene Dilemma einer Medienkritik, die sich primär auf die Struktur der traditionellen Medien konzentriert, scheint mir somit insofern ein Gegenstand der Medienethik zu sein, als dass hier Menschen von den

ihnen gegebenen Möglichkeiten keinen Gebrauch machen, also ein *besserer* Mediengebrauch denkbar wäre.

Prinzipiell würde ich zwar Horst W. Opaschowski immer noch zustimmen, der angesichts des in den frühen 90er Jahren prophezeiten Multimedia-Booms anmerkte:

„Eine Fernsehgeneration, die vier Jahrzehnte lang pausenlos passiv war, wird nicht plötzlich grenzenlos interaktiv sein können. Der angepasste Fernsehkonsument „schlägt zurück“ – er will weiter berieselt werden. An den bequemen Lehnstuhl-Bildschirm-Spaß gewöhnt, werden die meisten Zuschauer auch in Zukunft das Fernsehen in erster Linie als Mittel zur Ablenkung, Entspannung und Unterhaltung nutzen wollen, ohne dass Informationsinteressen (um auf dem Laufenden zu bleiben) und Kommunikationsbedürfnisse (um nicht allein zu sein und Kontakt nach „draußen“ zu behalten) zu kurz kommen. Statt passiv und ungeplant soll in Zukunft aktiv und gezielt konsumiert werden. Das ist für die meisten Zuschauer ebenso ungewohnt wie unbequem.“
(Opaschowski 1994: 458)

Aber auch diese Anmerkung steht im Grunde in der Brechtschen Tradition, da die Art der Mediennutzung mit Gewohnheit erklärt wird, also im Grunde die kritische These akzeptiert wird, dass die alten Medien ihr Publikum zu einem „nur“ passiven Konsum anhielten.

Drei Fragen sind meines Erachtens zu stellen, will man sich der Bewertung des emanzipatorischen Potenzials neuer Medien nähern:

1. Ist es überhaupt möglich, den professionellen Sendern alternative Sender entgegenzustellen?
2. Haben wirklich alle die Gelegenheit, ihre Senderfunktion wahrzunehmen?
3. Wieso sollen die Bürger einer Informationsgesellschaft sich eigentlich zu Sendern emanzipieren?

Zu 1): Die Manipulation der Berichterstattung zu den Chaostagen 1995/96 (Nagenborg 1999) zeigt ebenso wie der Erfolg von Plattformen wie Indymedia, dass es durchaus möglich ist, Einfluss auf die bürgerliche Berichterstattung zu nehmen. Beide Modelle verdanken ihren Erfolg aber auch, dass sie weniger als Sender für die Empfänger, sondern als Sender für die Sender erfolgreich waren, d.h. die Rolle der Presseagenturen im bestehenden System erfolgreich einnehmen konnten. – Wer es weniger radikal mag, der möge an die Arbeit der PR-Abteilungen denken. Beide Varianten zeigen, dass durchaus erfolgsversprechend versucht werden kann, das bestehende System der Berichterstattung in seinem Sinne zu manipulieren.

Die unmittelbare Konkurrenzsituation zu den etablierten Sendern erscheint mir hingegen schwieriger zu bestehen, da die Gefahr, Konkurrenz von außerhalb des Systems zu erhalten, von den etablierten Sendern bereits

früh erkannt wurde. Ein Grund für Hoffnung seitens derer, die sich andere Medien wünschen, konnte Anfang der 90er Jahre darin gesehen werden, dass mit dem World Wide Web als Kommunikationsstruktur und den eingeschränkten Gestaltungsmöglichkeiten der Dokumentenbeschreibungssprache HTML eine Konkurrenzsituation entstehen konnte, in der lediglich der bessere Inhalt den Sieger bestimmen würde. Dies ist ein offensichtlicher Fortschritt gegenüber der Zeit, in der die alternative Presse mit fotokopierten Schwarz-Weiß-Heftchen gegen Vierfarb-Hochglanz-Produkte antreten musste. Das augenscheinliche Qualitätsmerkmal der besseren Produktionsmethode war mit dem WWW somit hinfällig geworden. Nun haben professionelle Sender einen Vorsprung, weil sie oftmals auf bereits bestehende Inhalte zurückgreifen können, so dass sie Ressourcen darauf verwenden können, die im Grunde jedem zur Verfügung stehenden Gestaltungsmittel voll auszureizen. Dies setzt einen hohen Grad an Arbeitsteilung voraus – und es ist anzunehmen, dass alternative Sender, wenn sie die direkte Konkurrenz suchen, eine sehr ähnliche Organisationsform anstreben müssten. Damit ist jedoch die Gefahr einer Form der un- oder schlecht bezahlten Professionalisierung groß, die – gerade wenn die Kritiker der traditionellen Sendermodelle recht haben – zur Produktion eines „Quotendiskurses“ (Dorer 1997: 255) führen müsste. Sind sie darin erfolgreich, so ist es wiederum nur eine Frage der Zeit, bis die großen Sender diesen assimilieren. Damit wäre zwar das Teilziel erreicht, die Berichterstattung zu verändern, aber der grundlegende Wandel der Medienlandschaft stünde immer noch aus.

Nicht zu vergessen ist schließlich die Gefahr der Hoffnungen, durch die Platzierung von Werbebannern auf seiner Homepage den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten oder mit seiner Heimvideokamera einen Film zu drehen, der die Aufmerksamkeit von Hollywood weckt. Wer selbst hier sein Talent als Kapital deutet, der sollte sich daran erinnern, was Horkheimer und Adorno in ihrer „Dialektik der Aufklärung“ (1944) schrieben: „Die Talente gehören dem Betrieb [der Kulturindustrie], längst ehe er sie präsentiert: sonst würden sie nicht so eifrig sich einfügen.“ (Horkheimer/Adorno 2001: 150).

Zu 2): Vielleicht bedarf es aber dieser Hoffnung, um den Zeitaufwand zu rechtfertigen, den die eigene Emanzipation zum Sender erfordert. Hier erscheint es mir als verständlich, wenn sich Funiok im Rahmen seiner Publikumsethik auf eine Form der Mediendiät in Anlehnung an die Lebenskunst des späten Foucault konzentriert und die Möglichkeiten, selber Medieninhalte zu produzieren, zwar nennt, diese jedoch in Abhängigkeit „von den Freizeitmöglichkeiten und einem besonderen Interesse“ (Funiok 1999: 249) sieht.

Dieser an sich triviale Hinweis deutet auf eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit auf dem Weg in eine Informationsgesellschaft hin, welche in

notwendiger Weise mit einem Mehr an Informationsarbeit verbunden sein wird. Vielleicht können wir einen Teil dieser Arbeit an Informationsassistenten delegieren (Kuhlen 1999), aber prinzipiell sind stets die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu beachten, unter denen die individuelle Nutzung der neuen Medien erfolgen kann, und hierzu zählt auch das individuelle Zeitbudget.

Damit wird aber auch die Gefahr der moralischen Überlastung ausgeblendet, die durch die Forderung nach einem Zuviel an Informationsarbeit bei einem Zuwenig an Zeit entstehen kann. Sicherlich ist etwa Mike Sandbothe zuzustimmen, wenn er sich in der Netzkommunikation eine Orientierung an den klassischen akademischen Idealen wünscht und dabei u.a. eine prinzipielle „Gesprächsbereitschaft“ (Sandbothe 1998) betont. Jedoch: Wer hat hierfür schon die notwendige Zeit, zumal wenn es sich um „Gespräche“ auf hohem Niveau handeln soll?

In dieser Hinsicht ist Flussers Entwurf konsequent zu nennen, da er aufgrund seiner Grundannahme, dass die Beschäftigung mit den Codes existentiellen Charakter für die Menschheit hat (Flusser 1999: 8), nicht nur eine Abschaffung der Arbeit (Flusser 1998: 154), sondern auch den Neuentwurf eines Körpers ohne nennenswerte Gliedmaßen fordert (Flusser 1998: 102), welche die Mitglieder der telematischen Gesellschaft dazu verleiten könnten, ihren Platz vor den Monitoren zu verlassen.

Zu 3): Nach dem bisher Gesagten dürfte klar sein, dass die dritte Frage zum einen eng mit der zweiten verbunden, zum anderen aber auch falsch gestellt ist. Ich will sie deshalb präzisieren: „Warum soll ich heute, unter den gegebenen Umständen, zum Sender werden?“ Und eine mögliche Antwort auf diese Frage scheint mir zu sein: „Für viele gibt es keinen zwingenden Grund, heute in einem Maß zu einem Sender zu werden, das ihren jetzigen Senderstatus überschreitet.“

Damit möchte ich den Blick auf die alltägliche Wissensarbeitsteilung lenken, mit der wir so vertraut sind, dass wir sie kaum mehr wahrnehmen. Wir lesen nicht nur Zeitungen und schauen nicht nur TV – wir reden auch darüber, d.h. wir geben Informationen weiter und tragen zu ihrer Verbreitung sowie ihrer Evaluierung bei. Unser alltäglicher Umgang mit Informationen ist m.E. jedoch Gegenstand der Medienethik und insofern herrscht eine enge Beziehung zwischen dieser und der Wissensordnung.

4. Wissensordnung und Medienethik

In seinem Buch „Die Wissensordnung“ nennt Helmut F. Spinner als eines der zu bearbeitenden Problemfelder „Untersuchungen zur Entstehung und Ent-

wicklung der Klassischen Wissensordnung ... im gesellschaftlichen Normalmilieu der bürgerlichen Meinungsbildung“ (1994: 166). Worauf ich hier aufmerksam machen möchte ist, dass diese Frage sich auch für die Gegenwart stellt. Und ihre Beantwortung wird keine triviale Aufgabe sein.

Was die Medienethik betrifft, so ist darauf hinzuweisen, dass die Beantwortung der dritten Frage nicht stets so eindeutig ausfallen muss. Vor allem ist zu klären, unter welchen Bedingungen wir es uns erlauben können, mit einem trivialen „Warum?“ zu antworten.

Hinter dieser Frage steht meines Erachtens noch eine weitere Frage, nämlich: „Wieso soll gerade das, was ich beitragen kann, für andere von Interesse sein?“ Angesichts der oft beklagten Menge von verfügbaren Informationen ist diese Frage sicherlich berechtigt und zielt doch in die falsche Richtung, denn sie unterstellt, dass es stets Empfänger geben muss. Ein gangbarer Weg, die Verbündelung zu unterbrechen, wäre dementsprechend, einfach zu senden und gleichzeitig gar nicht danach zu streben, ein Sender zu werden.

All dies legt eine andere Deutung von Flussers utopischem Entwurf nahe: Vielleicht ist es schlichtweg einfacher, sich eine solche telematische Gesellschaft vorzustellen als eine ganze normale Gesellschaft, die einen optimalen Gebrauch von den ihr zur Verfügung stehenden Medien macht. Dies scheint mir dann auch die Aufgabe zu sein, der sich eine zeitgemäße Medienethik zu stellen hat, deren Ziel lauten könnte: Die Herstellung einer neuen Wissensordnung, die sich eben nicht von selbst einstellen wird, sondern des aktiven Aufbaus und der Pflege bedarf.

Literatur

- Arendt, Hannah (1960): *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dorer, Johanna (1997): *Das Internet und die Genealogie des Kommunikationsdispositives: Ein medientheoretischer Ansatz nach Foucault*. In: Hepp, A./Winter, R. (Hrsg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 247-258.
- Flusser, Vilém (1997): *Medienkultur*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Flusser, Vilém (1998): *Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Flusser, Vilém (1999): *Vilém Flusser. Ins Universum der technischen Bilder*. Göttingen: European Photography, 6. Auflage.
- Funiok, Rüdiger (1999): *Grundfragen einer Publikumsethik*. In: Holderegger, Adrian (Hrsg.): *Kommunikations- und Medienethik. Interdisziplinäre Perspektiven*. Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag, 2. vollst.

- überarbeitete und erw. Auflage der „Ethik der Medienkommunikation“, S. 234-252.
- Habermas, Jürgen (1996): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp, unveränderter Nachdruck, 5. Auflage.
- Hartmann, Frank (1999): Medienphilosophie. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (2001): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/Main: Fischer, 15., ungekürzte Ausgabe.
- Imhof, Kurt (1998): Die Verankerung der Utopie herrschaftsemanzipierenden Raisonnements im Dualismus Öffentlichkeit und Privatheit. In: Imhof, K./Schulz, P. (Hrsg.): Die Veröffentlichung des Privaten – Die Privatisierung des Öffentlichen. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 15-23.
- Kuhlen, Rainer (1999): Die Konsequenzen von Informationsassistenzen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Nagenborg, Michael (1999): Mit Gewalt Schlagzeilen machen, <http://www.uni-karlsruhe.de/~sg/violence/download/anhang2.doc>
- Nagenborg, Michael (2001): Diskretion in offenen Netzen – IuK-Handlungen und die Grenzen zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten. In: Spinner, Helmut F./Nagenborg, Michael/Weber, Karsten: Bausteine zu einer neuen Informationsethik. Berlin, Wien: Philo, S. 93-128.
- Neswald, Elizabeth (1998): Medien-Theologie. Das Werk Vilém Flussers. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Opaschowski, Horst W. (1994): Boom oder Bumerang? Das wirkliche Leben findet woanders statt. In: Gangloff, T./Abarbanell, S. (Hrsg.): Liebe, Tod und Lottozahlen. Fernsehen in Deutschland. Hamburg, Stuttgart: J. F. Steinkopf, S. 457-459.
- Sandbothe, Mike (1998): Das Internet als Massenmedium: Neue Anforderungen an Medienethik und Medienkompetenz, <http://www.uni-jena.de/ms/massmed.html>
- Spinner, Helmut (1994): Die Wissensordnung – Ein Leitkonzept für die dritte Grundordnung des Informationszeitalters. Opladen: Leske + Budrich.
- TIM Q2 July 2001: The Internet Monitor – Summary of the Highlights Q2 July 2001. Pro Active International (Amsterdam), <http://www.proactiveinternational.com>.

Quelle:

Karsten Weber, Michael Nagenborg, Helmut Spinner, hrsg., Wissensarten, Wissensordnungen, Wissensregime. Beiträge zum Karlsruher Ansatz der integrierten Wissensforschung. Leverkusen: Leske + Budrich 2002. (Studien zur Wissensordnung. Bd. I)

Seitenzahlen sind identisch mit der Druckfassung.